

Neue

Zeitschrift für



Verantwortlicher Redacteur:

Franz Brendel.

Verleger:

Robert Frieße in Leipzig.

Dreiunddreißigster Band.

N^o 27.

Den 1. October 1850.

Von dieser Zeitsch. erscheinen wöchentlich
2 Nummern von 1 oder 1½ Bogen.

Preis des Bandes von 52 Nrn. 2½ Thlr.
Insertionsgebühren die Petitzeile 2 Ngr.

Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-,
Musik- und Kunsthandlungen an.

Inhalt: Judenthümliches. — Leipziger Musikleben. — Intelligenzblatt.

Judenthümliches. *)

Von Dr. Eduard Kräger.

Sie haben neulich, mein lieber Freund Redacteur, durch die Mittheilung des judenthümlichen Aufsatzes in Nr. 19 u. 20 dies. Bl. den Beweis geliefert (wenn es dessen noch bedurfte), daß Sie manchen verschiedenen Ansichten, auch scharfen und extremen, Ihre Blätter öffnen. Ich danke Ihnen doppelt dafür: zuerst weil Sie ausprechen lassen, was Wenige heut öffentlich sagen mögen — sodann weil Sie mit jenem

Antijudenthume, einerlei ob es auch Ihre Meinung ist oder nicht, sich selber und Ihrer politischen Partei einen Stich versetzen, der eine ansehnliche Blutung nach sich ziehen möchte. Wie weit das Judenthum der Politik verbunden und nach welcher Seite die Juden indgemein hinneigen, brauche ich nicht zu sagen, weiß's Jeder weiß. Einstweilen begrüße ich diesen Aufsatz als eine Aeußerung wiedergewonnener Pressfreiheit, denn 1846—48 war es zwar sehr leicht, Schriften gegen das Christenthum auf den Buchermarkt zu bringen, aber sehr schwer, ein offenes Wort über die Juden zu sprechen.

Möge man es denn auch der jugendlichen Kühn-

*) Als wir in Nr. 19 u. 20 den hier wieder in Anregung gebrachten Artikel über das „Judenthum in der Musik“ mittheilten, waren weitere Erörterungen darüber so sehr mit Bestimmtheit vorauszusetzen, daß wir uns in unserer Anmerkung nur auf die Angabe eines allgemeinen Gesichtspunktes, unter dem wir das Erscheinen des Aufsatzes in dies. Bl. betrachtet wünschten, beschränkten. Daß wir mit den darin ausgesprochenen Ansichten keineswegs in allen Punkten einverstanden waren, bedarf kaum einer Bemerkung. Die Richtung des Verfassers ist eine extreme, der wir nicht huldigen; bei alledem aber ziehen wir es vor, Anregendes, neue Gesichtspunkte Größnendes zu geben, wenn auch Manches darin nicht haltbar, statt auf dem bequemem Wege der Gewöhnlichkeit und Unentschiedenheit zu wandeln. Die Wahrheit bricht sich Bahn, mag man sie auch auf Zeit zu verdecken suchen; Irrthümer aber werben bald als solche erkannt, und das wirklich Berechtigte geht dann nur um so siegreicher aus dem Kampfe hervor. Sonderbarer Weise jedoch hat man der Redaction aus der Aufnahme einen Vorwurf gemacht. Abgesehen davon inderß, daß der Aufsatz von einem unserer bedeutendsten Tonsetzer herrührt, und es einer musikalischen Zeitung übel anstehen

würde, einem Manne, wie ihm, die Spalten zu verschließen, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß auf wissenschaftlichem, literarischem Gebiet Fälle wie der in Rede vorkommen, und zwar oft, ohne daß es Jemand einfällt, darin etwas Unpassendes zu finden. Es liegt in der Ungewohnheit der entschiedeneren Sprache auf musikalischem Gebiet, in der Ungewohnheit, allgemein Anerkanntes plötzlich in Zweifel gezogen zu sehen und mit einer ganz abweichenden Anschauung der Dinge sich bestreuen zu sollen, daß hier neben lebhafter Anerkennung insbesondere des Geistreichen der Leistung im Allgemeinen, des hohen Kunstideals des Verfassers u. s. f. eine wirklich unerwartet heftige Opposition sich gezeigt hat. Unser Streben dagegen ist es, auf musikalischem Gebiet freien Meinungsaustausch mehr und mehr zu wecken, eine lebendige Gegenseitigkeit, durch die Anregung nach allen Seiten hin hervorgerufen, die Macht starrer Vorurtheile aber gebrochen wird. — Was die Sache speciell betrifft, so werden wir uns erst später darüber erklären; jetzt kommt es darauf an, erst von verschiedenen Standpunkten aus Stimmen zu vernehmen.

D. Red.

heit des Hrn. Freigedank zu Gute halten, wenn er zuweilen über's Ziel hinaus schießt. Ich will nicht eine Kritik seiner Kritik schreiben; aber ein paar Corollaria erlauben Sie mir, die eben so sehr aus Erfahrung und Betrachtung gewonnen sind wie jene, theils ergänzend theils widerlegend.

Am meisten trifft er das Wahre wohl durch die geschichtliche Beobachtung, daß wenig Juden vorkommen in der Zeit unseres poetischen Höhestandes, dagegen viele seit dem Säculum der Unproduction. Er hätte auch hinzufügen mögen, welche Mittel in Paris und Berlin zur Berühmtheit führen; doch möchte ihm das zu beweisen freilich schwieriger werden, als die geheimen Tagebücher Jacob Meyer Beer's nicht zur Oeffentlichkeit gelangt sind. Welche Eigenthümlichkeiten ferner auch dem Besten unter den Juden anhaften, wie ihre Sprache, Sitte, Gedanken und Leben uns innerlich fremd sind — das hat er gut entwickelt. Selbst seine gütige Beurtheilung Heine's und Börne's mag man gutheißen auch wo man sie nicht völlig anerkennt. Denn was Heine betrifft, so ist er ungeachtet seiner glänzenden Begabung doch ein Heuchler; ein Crocefte sagte einmal, die einzige genügende Recension Heine's läge in den drei Worten: „Jude du Küßst!“ — Börne wird von Manchen höher gehalten; ich kann das nicht, da er einstmals in seinen berühmten politischen Briefen, vollkommen jesuitisch, die Lüge als erlaubtes und notwendiges Mittel der neubildenden Zeitbewegung anempfahl, und ein anderes Mal in Paris vom Fenster aus der Julirevolution zuschaute, und sein Alibi damit entschuldigte: er habe so verfluchtes Zahnwech gehabt, und deshalb eben nicht mitarbeiten können, so gern er gewollt. Dem feinen Geschichtskenner war es wohl unbekannt, daß ein großer Held vor der Schlacht von Waterloo auch garstig verfluchtes Zahnwech gehabt, aber dennoch tapfer mitgefochten — hätte er's gemußt, wir wären um einen Wig und eine Entschuldigung reicher.

Aber das war's nicht, was ich sagen wollte. Hr. Freigedank dürfte nicht unterlassen, auch unser Volk anzuklagen, daß es den Eindringlingen nicht wehrt, daß es Tagesgötzen bejubelt, die es selber verachtet; daß ihm eben das Marl der Väter verloren gegangen, vor dem die moderne Windbeutelerei nicht bestanden hätte. Er möchte der tiefen Leidenschaftlichkeit gedenken, des furor tedesco, dessen Gewalt die Römer zu Des X. Zeit fühlten und scheuten — auch diese tief-glühenden Zornesflammen, so wie das Schwert heiliger Liebe — sie sind verloren, daher es dem sammelnden Semiten so leicht wird, mit dem Schattenbilde vergangener Leidenschaft blöde Augen zu blenden. Etwas Derartiges deutet allerdings der

Schluß jenes Aufsatzes an. Wenigstens ist dieser Satz wahrer als jener andere zeitlose, den ich kürzlich vernahm in Bezug auf Jacob Meyer Beer: „Nun, es wäre doch immarhin lohnenswerth, daß Et was componirt würde — Etwas sei besser als Nichts“ u. s. w. Vergebens wandten wir ein, daß dies wohl anderswo gälte, z. B. etwas Brod besser als gar keines — aber nicht da, wo Geist zum Geiste spricht, wo der Mensch zum Menschen sich wendet in der hohen Sprache der Jahrhunderte.

Man könnte, immer noch in Uebereinstimmung mit Hrn. Freigedank, die Frage stellen: wo denn heut zu Tage bessere Dichteter zu finden, als bei den Juden? — aber da kämen wir in die Tagespolemik weiter hinein als uns lieb ist. Gade und Mendelssohn? — Chopin und Meyer Beer? — das sind schiefe Vergleiche, gesteht's nur, und wird weder kritisches noch hyperbolisches damit zu Wege gebracht.

Dagegen muß Fr.'s Urtheil über Bach und Mendelssohn streng gerügt werden. Man könnte es lächelnd vorüber gehen lassen, wenn's ein Schwächling sagte: aber Fr. meint's ernst und sagt Ernstes, darum müssen wir die Schwachen vor Schaden warnen. Was er über Bach sagt (Nr. 20, S. 109), ist schief und unwahr. Wer in Bach nur die Perücke erblickt, der mag sich selbst an den Kopf fühlen, ob er noch Haare drauf hat; wer in ihm nur die ägyptische Sphinx gesehen, der hat das Räthsel Beethoven's noch nicht gelöst; wer da meint, die Sprache Bach's könne „zur Noth“ von jedem tüchtigen Musiker nachgesprochen werden, der weiß weder was Sprache ist, noch Bach, noch tüchtig — „zur Noth“ bleibt ihm nur die Noth. — Bach — formell — pedantisch — parod — man glaubt einen Franzosen über den Straßburger Münster sprechen zu hören, oder Hrn. Fétilis über deutsche Musik! — Diese Worte also sind Hrn. Fr. nicht zu verzeihen, obwohl er hinterdrein ein Heilplasterchen drauflegt in sanften Sättigungsphrasen.

Das jüdische Volk ist, wie der Gesamtstamm der Semiten, wozu er gehört, niemals kunstbegabt gewesen außer in der Dichtung, die jedoch ebenfalls zum Tendenzios-Pathetischen, also zur Prosa, hinüber neigt. Diese Urtanlage des Volkes tritt im alten Testament so deutlich hervor wie in den allerjüngsten Erben desselben. Damit ist aber nicht gesagt, daß ihnen, zumal bei hochgesteigter Kultur, in langjähriger Verührung mit tiefer begabten Völkern, nicht dieser und jener glückliche Griff gelingen sollte. Gewiß ist kein weltbewegender Künstler, der ein wahrhaft beseehendes Neues, eine weltbewegende Umwandlung erschaffen, jemals aus dem Judenthum hervorgegangen. Aber deshalb Mendelssohn's

fämmtliche Werke vorwerfen ist unrecht. Seine Jugendlieder sind vollkommen schön; ein Theil seiner Lieder ohne Worte, namentlich die zwei ersten Hefte, voll lieblicher sinnvoller Schwärmerei; seine Clavier-sonaten, Capricen und Concerte sind nicht caleidoscopische Figuren, sondern interessante und lebendig heitere Gestalten. Freilich ist er kein Beethoven, aber Schumann ist's auch nicht. Den Charakter der Unbefriedigung theilt er mit unserer Zeit, die sucht und nicht findet, und nur zu oft mit Strebung ohne Leistung sich begnügt.

Für die geistliche Musik gilt, wenige Orgelstücke abgerechnet, jenes herbe, verwerfende Urtheil vollkommen. Saut, süße, gemüthlich, rauschend, prächtig, glänzend — alles das thut's nicht, um ein Tonstück heilig oder kirchlich zu machen. Diese wahrhaft ewige Stimme ist uns ein ferner Klang geworden, und wiederum sieht Mendelssohn im Banne seiner Zeit, wenn er nicht kirchlich dichten konnte außer für die Dichtfreunde oder deren unbewusste Glaubensgenossen.

Mendelssohn's Wirken war, wie bekannt, persönlich höchst anregend, und dieser Anregung ist ein großer Theil seines Erfolges zuzuschreiben. Darum lieben ihn die Nahgewesenen, der Freundschaft Gruß dem Frühverklärten nachsendend. Hat doch kürzlich Einer der Namhaftesten erklärt, in einer Gesellschaft, wo schlecht über Mendelssohn gesprochen werde, könne er nicht verweilen. — So ist's recht! freuen wir uns solcher Freundschaft, und erkennen auch daraus den Werth eines so Geliebten; denn solche Liebe fällt nicht leicht Jemanden zu, ganz ohne Verdienst. Und so danken wir noch jenseits des Grabes Mendelssohn für seine redliche Arbeit, für das was er, mitten im Strome großstädtischer Blaskritik für wahre Musik thun und durchsetzen konnte. Zwar werden damit seine Werke nicht größer, seine Hymnen nicht heiliger; aber das mußte doch die zeitnützige Presse gewohnt sein, auch hier Person und Sache zu trennen — obwohl diese nie ganz zu trennen sind.

Man spricht jetzt viel von Judenfeindschaft, und schreibt dieselbe gern, wie die Freundschaft einer politischen Partei zu. Aber ist es denn dem „freizewordenen“ Zeitalter nicht möglich, auch hier Person und Sache zu trennen? Das Volk als Ganzes ist uns ein fremdes und bleibt es so lange, bis es aufhört selbstständig zu sein; der Einzelne kann darum sehr achtungswerth sein. Wie es ehrliebe Franzosen und spitzbübische Deutsche giebt, ohne daß deshalb die Grundgestalt beider Völker aufhörte zu sein, so finden wir auch Juden von einer geistigen Tiefe und Umfassung, die manchen Nichtjuden beschämt. Und wenn man getaufte Juden ihres semitischen Ursprungs erinnert, so vergesse man doch nicht die umgestaltende Be-

rührung eines reicheren Lebens, in dem sich Gut und Blut wechselseitig mitgetheilt und durchkreuzt haben. Guden, September 1850.

Leipziger Musikleben.

Die Rosenfee, komische Oper von Halevy.

Man hat öfter in neuester Zeit nicht mit Unrecht die Behauptung ausgesprochen, daß die Zauberoper zu den überwundenen Standpunkten gehöre, daß sie keinen Boden mehr im Volke habe. Die beiden letzten Jahrzehnte liefern dafür auch einen schlagenden Beweis, denn von allen den in dieser Zeit geschriebenen Opern dieser Gattung hat sich trotz der oft glänzenden Ausstattung nicht eine einzige gehalten, außer, wenn man will, der Robert und der Hans Heiling. Ersteres Werk kann man aber kaum zu den eigentlichen Zauberoperen rechnen, da ihm eine hochpoetische Idee — der endlich siegreiche Kampf des Himmels mit der Hölle — zum Grunde liegt. Diesem mit viel Talent und Geschick behandelten Elemente verdankt auch die beste der Meyerbeer'schen Opern ihren großen und nachhaltigen Erfolg, nicht dem als Staffage dienenden Zauberstud. Die Marschner'sche Oper dagegen hat eine der sinnigen Sagen des deutschen Volkes zum Gegenstand, vermochte also durch ihr nationales Element, so wie durch die volksthümliche Musik in Deutschland Wurzel zu fassen. Wie man nun nach diesen Erfahrungen eine Rosenfee bringen kann, ist nicht recht einzusehen; dennoch hat man es gethan und hält nun das an sich verunglückte Werk durch fremde, der wahren theatralischen Kunst fernstehende Hülfstruppen, als da sind: Tänzer, Decorationsmaler, Maschinisten, Schneider u. s. w. — So lange diese ihre Zugkraft auf die große Menge ausüben, wird sich auch die Rosenfee halten; da sich aber bekanntlich alle unnatürlichen Reizmittel schnell abstumpfen, so wird auch diese Oper bald den Weg so vieler ihrer Schwestern gehen und in der Theaterbibliothek eine Beute der Spinnen und Motten werden. Die Pflicht einer gewissenhaften Kritik ist es aber, dieser so ganz unzeitgemäßen und den Geschmack systematisch verderbenden Richtung entschieden entgegen zu treten und alle dergleichen Hindernisse, welche den großen Fortschritt hemmen, den unleugbar die Oper in neuester Zeit macht, aus dem Wege zu räumen.

Wir wollen unsere Leser nicht mit Erzählung der Handlung dieses Märchens langweilen; es genüge hier zu sagen, daß es ganz in der Art ist, wie wir sie zur Zeit des Donauweibchens und der berühmten Kline, Königin von Soltonda, erscheinen sahen, nur